

und wußte ihn auch zu erklären und mit Gründen zu verteidigen. Wie sein reiches Können war auch sein religiöses Wissen in ernster Arbeit erworben und ständig vertieft worden, wozu ihn übrigens sein Beruf als gewissenhafter Verleger vieler Religions- und Andachtsbücher auch noch zwang. So war er imstande, hier ein Urteil mitzufällen. Dem von ihm so hochverehrten Freiherrn vom Stein, mit dem er auch religiöse Gespräche pflegte, hat er den Vorwurf nicht erspart, daß er, wie die Protestanten im allgemeinen, von katholischen Dingen ganz falsche Vorstellungen habe. Sicher hat auf seine feste religiöse Haltung auch die heimatische Tradition, die für ihn ja so viel bedeutete, eingewirkt wie auch seine Abneigung gegen die preußische Regierung, die sich unter dem von ihm wiederholt als intolerant bezeichneten König Friedrich Wilhelm III. als Vorkämpferin protestantischer Interessen in diesem katholischen Lande gebärdete. Denn auch auf das religiöse Gebiet erstreckte sich Hüffers ausgesprochenen Sinn für Freiheit, Gleichheit und Recht, und das verlieh seiner Religiosität einen kämpferischen Zug in einer Zeit, wo die große Auseinandersetzung zwischen der Kirche und dem alles beherrschenden Staat eben erst einsetzte. Kraftvoll trat er im westfälischen Landtag gegen Dinge auf, die er als Verletzung der Rechte des katholischen Volksteils betrachtete. So wandte er sich scharf dagegen, daß man katholische Soldaten zwang, dem protestantischen Militärgottesdienst beizuwohnen und in der Grafschaft Lingen die Katholiken noch zum Unterhalt der protestantischen Geistlichen verpflichtete. Den Barmherzigen Schwestern bahnte er den Weg in das Clemenshospital von Münster ungeachtet der Einwände und der Abneigung protestantischer Stellen. Sein Plan, in Münster eine Bürgerschule zu errichten, war nicht zuletzt durch die Erwägung bestimmt, daß die katholische Jugend sonst genötigt wäre, außerhalb der Heimat protestantische An-

stalten zu besuchen. Bei dem Konflikt des Kölner Erzbischofs mit der Regierung waren seine Sympathien sichtlich auf der kirchlichen Seite und Friedrich Wilhelm IV. rechnete er es hoch an, daß er dem Unrecht seines Vaters gegenüber dem Erzbischof ein Ende zu machen suchte, wiewohl im übrigen die Art dieses Königs seinem freiheitlichen Sinn wenig zusagte.

Bei seinem langen Besuch in Rom 1850 wurde er Zeuge der Rückkehr Pius' IX. aus dem Exil; er hat in seinem Brief vom 13. April 1850 an seine Tochter Marie von dem Empfang des Papstes in seiner Hauptstadt eine begeisterte Schilderung gegeben. Daß seine Sympathien in dem Kampf um Rom nicht auf seiten der Liberalen standen, war nicht nur im Einklang mit seiner stets unveränderten Ablehnung von Gewalt und Aufruhr und offenem Rechtsbruch, sondern auch bedingt durch seine katholische Auffassung von Rom und der Stellung des Papsttums.

Schwierigkeiten mit kirchlichen Stellen suchte Hüffer als Oberbürgermeister seiner Vaterstadt durch Ausgleich zu vermeiden. Als ihm aber in der Frage der Verfügung über den Münsterer Domplatz eine Verständigung mit dem Domkapitel nicht gelang, scheute er auch vor einem Prozeß nicht zurück, der dann in allen Instanzen gegen das Kapitel entschieden wurde.

Ein schöneres Denkmal als dieses Buch konnte dem weitherzigen und ehrlichen Mann nicht gesetzt werden.

Josef Grisar S. J.

Das Ende des „Riesenmenschen“

Seit der Auffindung der sogenannten „Chansi-Zähne“ aus China (3 sehr große Backenzähne) und der beiden großen und massigen Kieferbruchstücke, das eine aus Java (Mittelstück des rechtsseitigen Unterkieferkörpers mit den beiden vorderen Backenzähnen (Molaren) und dem angebrochenen 2. Prämolaren), das andere vom Njarasa-See in Ostafrika (Oberkieferbruchstück der

rechten Schädelseite mit den beiden Prämolaren), ist die Frage nach Riesenformen innerhalb der Menschheit heftig diskutiert worden. Weidenreich und Weinert waren von ihrer Existenz überzeugt und gaben deshalb dem „Chansi-Fund“ den Namen „Gigantthropus“, obwohl ihn v. Koenigswald schon „Gigantopithecus“ benannt hatte. Die beiden andern Funde erhielten den Namen „Meganthropus palaeojavanicus“ bzw. „Meganthropus africanus“. Weinert rekonstruierte zu den vorhandenen Resten den ganzen Unterkiefer und stellte vom Jetztmenschen über viele Zwischenstufen bis zum „Chansi-Riesen“ eine Reihe fortschreitend sich vergrößernder Unterkiefer auf (vgl. „Riesensmenschen?“, in dieser Zeitschrift, Bd. 149, S. 127—134), ja nach Weidenreich sollte die Menschheit sogar mit solchen Riesenformen begonnen und dann im Verlauf ihrer Evolution ihre Wuchshöhe verkleinert haben. Es hatte den Anschein, als ob es „Riesensmenschen“ tatsächlich gegeben habe.

Inzwischen hat sich aber die Beurteilung der Funde wesentlich geändert. Verschiedene Forscher (Remane, Herre, Robinson, Wasburn, Heberer) haben sich mit dem „Gigantenproblem“ beschäftigt und sind insgesamt zu einer anderen Auffassung gelangt, sowohl was die Riesengröße des Körpers, als auch was die Menschenhaftigkeit der fossilen Reste betrifft.

Remane verglich die großen „Chansi-Zähne“ mit den Zähnen des Gorilla und stellte fest, daß die Größe dieser Backenzähne zwar beachtlich, aber doch nicht unerhört sei. Sie schlossen ohne großen Sprung an die obere Grenze der Variationsbreite des Gorilla an, der ja keine Riesenform ist, und würden wahrscheinlich sogar, stünden sie in Serien zur Verfügung, in die Variationsbreite der Gorilla-Zähne hineinfallen. Das Ungewöhnliche der „Chansi-Zähne“ ist damit zumindest sehr abgeschwächt. Sie brauchen keinem Riesen angehört zu haben.

Herre unternahm von der Domesti-

kationsforschung her einen Angriff auf die „Riesen“, und zwar mit Hilfe seiner Untersuchungen über die gestaltlichen Abänderungen an den Schädeln von Wild- und Hausschweinen. Die Schädel der domestizierten Form sind nämlich gegenüber der Wildform um etwa 40% kürzer geworden, während die Länge ihrer Backenzahnreihe nur um etwa 15% abgenommen hat. Dazu ist der Unterkiefer des Hausschweins viel höher und sehr viel dicker als der des Wildschweins, und doch stecken in diesem mächtigen Knochengebilde Backenzähne, die gegenüber denen des Wildschweins nur wenig verändert sind. Besäße man, meint Herre, nur ein Bruchstück vom Unterkiefer des Hausschweins und würde dann den Kiefer nach dem Muster des Wildschwein-Unterkiefers rekonstruieren, so erhielte der Unterkiefer eine Größe, der jede Realität fehlt. Es besteht eben nach Herre weder zwischen Kieferdicke und Zahngröße, noch zwischen Kieferlänge und Zahngröße eine feste Beziehung; beide vererben sich getrennt. Von der Zahngröße kann deshalb, wie auch der Vergleich Remanes zeigt, nicht auf die Kiefergröße und erst recht nicht auf die Körpergröße geschlossen werden. Die Korrelation ist zu locker, so daß „die Zahngröße für allgemeine Größenangaben völlig ungeeignet ist.“

Diese Tatsache, daß relative Großzähnigkeit und Großkieferigkeit nicht mit einer betonten Robustheit und Größe des übrigen Körpers zusammenzugehen brauchen, erläutern anschaulich die Australopithecinen (eine menschentypisch geprägte Formengruppe von der Wende des Tertiärs zum Eiszeitalter), besonders ihr kräftigster Vertreter, „*Paranthropus crassidens*“, mit seinem großen Kiefer und seiner mächtigen Kaumuskulatur, die sogar einen Scheitelkamm wie beim Gorilla nötig machte, da das Schädeldach allein für den Ansatz der Muskulatur nicht ausreichte. Trotzdem übertrifft das Becken dieser großkieferigen Form nicht das heutiger Menschen. Die Groß-

wüchsigkeit ist hier also zur Hauptsache auf den Gesichtsschädel, ja wie Robinson meint, sogar nur auf den Kiefer beschränkt. „Das zeigt“, so folgert Wasburn aus diesem Befund und bestätigt damit die Berechtigung der Schlußfolgerungen Herres, „daß große Backenzähne nicht notwendig auf einen riesigen Körperbau hinweisen. Ein kleiner Affe kann größere Backenzähne als die heutigen Menschen haben. Die Korrelation zwischen Körper- und Zahngröße bei den Primaten ist nicht hoch. ... Es ist deshalb riskant, die Körpergröße allein auf Grund der Zahngröße einer sonst unbekannten Form zu rekonstruieren“. Es besteht also kein Anlaß, „Giganthropus“ und „Meganthropus“, selbst wenn sie echte Menschen gewesen sein sollten, für „Riesenmenschen“ zu halten. Beide sind nur großkiefrige Formen.

Aber auch die Menschenhaftigkeit beider Formen ist inzwischen in Frage gestellt. Nach Weinert soll das Größenverhältnis von Zahnkrone und Zahnwurzel ein gutes Kennzeichen zur Unterscheidung von menschlichen und menschenaffischen Zähnen liefern. Aber gerade dieses Verhältnis erweist sich, wie Herre und andere feststellen, als äußerst variabel, so daß es nicht als Grundlage für eine sichere Entscheidung dienen kann. Im Heidelberger Unterkiefer z. B. sitzen in massigen Knochen verhältnismäßig höchst zierliche Zähne mit relativ langen Wurzeln. V. Koenigswald betont in seiner Monographie über die Zähne des „Gigantopithecus“, die er in chinesischen Apotheken entdeckte, — er rechnet jetzt 8 Zähne dieser Form zu — vor allem ihre Hochkronigkeit und ist geneigt, sie einem menschenartig geprägten Wesen, wohl nach Art der Australopithecinen, zuzuschreiben. Remane dagegen meint, das Kronenmuster und die Abkauverhältnisse bei den „Chansi-Zähnen“ wiesen auf ein menschenaffisches Wesen mit einer vorwiegend gorillaartigen

Merkmalsbildung hin (vgl. „Riesenmensch oder Menschenaffe?“, in dieser Zeitschrift, Bd 150 (1952), S. 70). Diese Feststellung ist für die Rekonstruktion des Kiefers, in dem die Zähne saßen, von ausschlaggebender Bedeutung. Nicht der Heidelberger Unterkiefer dürfte dann als Rekonstruktionsmodell genommen werden, wie Weinert es tut, sondern ein menschenaffischer Unterkiefer, wodurch das Rekonstruktionsergebnis natürlich ein völlig anderes würde.

Ebensowenig können die „Meganthropus“-Reste nach der heutigen Forschung einem echten Menschen zugeschrieben werden. Schon Remane hatte den afrikanischen Fund aus der Reihe echter fossiler Menschenreste herausgestellt und in Beziehung zu den Australopithecinen gebracht, war sich jedoch seiner Sache noch nicht ganz sicher, da diese im Bau ihrer Prämolaren etwas menschtypischer geprägt sind als „Meganthropus africanus“. Nun hat neuerdings Robinson, dem als Bearbeiter der südafrikanischen Australopithecinen-Funde, besonders von Sterkfontein („Plesianthropus“) und Swartkrans („Paranthropus“), die Originale dieser Reste zur Verfügung stehen, in einer größeren vergleichenden Untersuchung festgestellt, daß die Merkmale des „Meganthropus africanus“ weithin mit denen des „Plesianthropus transvaalensis“ und die des „Meganthropus palaeojavanicus“ mit denen des „Paranthropus crassidens“ übereinstimmen. Auch Größenunterschiede seien kaum vorhanden. Die beiden „Meganthropus“-Funde fielen völlig in den Variationsbereich der Australopithecinen und hätten deshalb als Repräsentanten dieser einst verbreiteten Gruppe zu gelten.

Damit ist das Urteil über die „Riesenmenschen“ gefällt. Nach den neuesten Untersuchungen sind sie weder Riesen noch Menschen gewesen.

Paul Overhage S.J.